

# Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stablische 6 Thlr.  
mit Stablischen 8 Thlr.

## Ein tiefer Born.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Frau von Kuhl wunderte sich aber doch, als auch ihre Nichte sich damit zufrieden erklärte, daß Alles bald ein Ende haben werde: Irene war erst siebenzehn Jahre alt, war noch heut, nach fast vier Wochen anstrengender Carnevalslust so frisch, als käme sie eben aus der gesunden Bergluft ihrer Heimath, sie war bis zum letzten Augenblicke gefeiert worden und seufzte nach Ruhe? Sollte es doch ein Fehler gewesen sein, sie schon mit sechszehn Jahren „ausgehen zu lassen“, wie es in der seltsamen Sprache der großen Gesellschaft heißt? Aber gerade darin hatte Frau von Kuhl für ihre Pläne das wirksamste Mittel gesehen; sie selbst hatte ohne alles Vorurtheil mit kältestem Blicke ihre kleine Nichte geprüft und in ihrer zarten Jugend und der bezaubernden Lieblichkeit, welche sie umfloß, den Magnet gefunden, dessen Anziehungskraft jeden Widerstand besiegen mußte. Nun war sie zwar ausgezeichnet worden, wie kaum eine Andere, auch glaubte die Tante festen Grund für ihr stolzes Gebäude gewonnen zu haben, aber sie hatte seit Kurzem mit großem Mißbehagen bemerkt und sich nicht ablängnen können, daß ihr Bau ins Stocken zu gerathen schien. Wer trug die Schuld?

Sie saß am Fenster, mit diesem Gedanken beschäftigt, als sie durch einen ungewöhnlich raschen Hufschlag und das Rollen eines Wagens darin unterbrochen wurde. In der ganzen Residenz gab es nur ein so flüchtiges Gespann — sie blickte auf und hatte sich nicht getäuscht. Es war der leichte Jagdwagen, und in demselben saß, in seinem Pelz nachlässig zurückgelehnt ein junger Mann, vor ihm der bärtige Kutscher in russischer Nationaltracht, hinter ihm der Jäger im Federhut. Ein flüchtiger Blick über die Front des Hauses — kein Gruß — vorüber! Frau von Kuhl erröthete so heiß als wäre sie noch ein Kind wie Irene; sie hatte ihre ganze Fassung verloren — stürzte ihr das Gebäude ihrer Hoffnungen über dem Kopfe zusammen, war es ein Kartenhaus gewesen, wie Irene neulich gesagt hatte?

Das Auge der alten Dame richtete sich feindlich auf das junge Mädchen, das ihr gegenüber an ihrem Arbeitstisch in der Nische des andern Fensters saß und in scheinbarer Unbefangenheit ruhig fortsticht. Scheinbar konnte diese Unbefangenheit doch nur sein; sie mußte doch so gut wie sie bemerkt haben, daß der Prinz vorüber gefahren war, ohne zu grüßen, daß er kaum hinaufgeschaut hatte, während doch sonst —

„Hast Du den Prinzen beleidigt?“ fragte sie, von ihrem Unmuth hingerissen.

Irene blickte befremdet auf und schien keine Antwort zu haben. — „Nun, Kind,“ fuhr die Tante mit scharfer Betonung fort, „Du wirst doch die Absichtlichkeit bemerkt haben, mit welcher er vermied uns zu grüßen?“



„Er hat uns hinter den Eisblumen der Fenster nicht bemerkt,“ erwiderte Irene lächelnd. „Vielleicht blendete ihn auch die Sonne. Wodurch sollte ich ihn beleidigt haben?“

Die Tante wollte etwas sagen, unterdrückte aber die heftige Aufwallung und zuckte nur die Achseln.

„Wäre es aber auch, wovon ich doch nichts weiß,“ setzte Irene lebhafter hinzu, „so halte ich den Prinzen Egon für zu ritterlich, um ihm eine so kleinliche Rache zuzutrauen.“

Die Tante schwieg noch immer, ihre Gedanken hatten eine andere Richtung gewonnen. Vielleicht war Irene doch so unbefangen als ihr Aeußeres kund gab, sie konnte sich nicht verstellen, in der großen Welt allerdings kein Vorzug, aber für die Tante in mancher Beziehung von Werth. Und hatte sie den Prinzen gekränkt, — Frau von Ruhl war nicht in Zweifel, wodurch es allein geschehen sein konnte, — so war vielleicht gerade das für ihn ein neuer Reiz! In dieser veränderten Anschauung erheiterte sich der Blick der kleinen alten Dame und sie war getröstet, auch wenn der Prinz in kleinlicher Unart wirklich mit Absicht nicht gegrüßt haben sollte.

Es war seit gestern von Neuem starker Frost eingetreten, die Fenster hatten sich wirklich schon Nachmittags wieder mit Eisblumen belegt und draußen auf den Fluren hauste ein scharfer Nordwind, der es fast frevelhaft machte, im offenen Wagen zu fahren. So dachte wenigstens der alte Jäger, welcher hinter dem Prinzen auf dem Jagdwagen saß; er murrte in seinen Gedanken aber nicht für sich, sondern für seinen jungen Herrn, den er mit einer wahren Zärtlichkeit liebte. Spötter nannten ihn die Kinderfrau, wohl gar die Amme des jungen Herrn.

„Was willst Du, Frieder?“ fragte der Prinz, als der Alte ihm leise den Pelzfragen höher zog. „Denkst Du, ich werde erfrieren?“

„Des Herrn Vaters Durchlaucht waren in Rußland auch so unvorsichtig,“ entgegnete der Jäger. „Er wäre wie so viele Tausende erfroren, wenn er sich so wenig hätte warnen lassen als Sie, gnädiger Herr.“

Der Prinz ließ es sich gefallen, daß ihm der Pelzfragen noch dichter um den Nacken gelegt wurde. — „Würdest Du mich auch vor dem Verbrennen warnen?“ fragte er leicht hingeworfen, und als der Alte verwundert war über die sonderbare Rede, die mit der augenblicklichen Lage im schneidenden Gegensatz stand, setzte der Prinz hinzu: „Es war nur ein Einfall. Man

kann ja wohl auch einem gefährlichen Feuer zu nahe kommen.“

„Ja wohl, Durchlaucht, darum thut man wohl, davon weg zu bleiben,“ erwiderte der Jäger trocken. Es schien als habe er die geheime Meinung seines Herrn errathen, wie es oft in auffallender Weise der Fall war. „Wir müssen in magnetischem Rapport stehen, Frieder!“ hatte der Prinz bei einer ähnlichen Gelegenheit gesagt, was der Alte jedoch nicht verstanden hatte.

Der Russe auf dem Boß — es war wirklich ein Nationalrusse, welchen der Vater des Prinzen einem russischen Fürsten im Spiel abgewonnen hatte — bog jetzt aus dem Gleise, um einem ziemlich schwer bepackten Reisewagen, der mit Extrapostpferden scharfen Trabes entgegenkam, auszuweichen. Die Fenster desselben waren natürlich geschlossen und erlaubten, da sie mit Frost belegt waren, keinen Blick hineinzuthun; der Jäger erkannte aber im nahen Vorüberfahren das Wappen am Schlage, das nicht gemalt, sondern mit feinen Zeichen in Metall ausgeschlagen an der Wagenthür angebracht war: zwei gekreuzte Schwerter mit einer Grafenkrone darüber. Auch dem Prinzen war dies kriegerische Sinnbild nicht entgangen; es erinnerte an das ehemalige Erzmarshallwappen Chursachsens.

„Kennst Du die Equipage, Frieder?“ fragte er, als dieser sich lebhaft nochmals umwandte.

„Gräßlich Hohenwehrsche,“ erwiderte der Jäger. „Es wird die Frau Gräfin sein!“

Den Prinzen interessirte es nicht weiter, er nahm die Auskunft mit einem gleichgiltigen Kopfnicken hin. In dem Reisewagen dagegen hatte man auf ihn geachtet, da die Scheiben doch einige Aussicht gewährten; er war erkannt worden, wenn auch nicht persönlich, doch dem Namen nach an seinem russischen Kutscher.

„Das muß der junge Prinz von Westerfeld-Altkirch gewesen sein,“ sagte die ältere der beiden Damen, welche wohlverwahrt in Pelzsachen neben einander in dem bequemen Wagen saßen. — „Ich erkannte den rothbärtigen Iwan des verstorbenen Fürsten. Hast Du vielleicht den Jäger Dir angesehen — war es ein alter Mann?“

Die junge Dame saß auf der andern Seite und hatte gar nichts gesehen.

„Nun, Diana, wenn der junge Prinz so schön ist als sein Vater noch im Alter war, so hüte Dein Herz vor ihm,“ sagte die Ältere.

„Hast Du das Deinige an den alten Herrn verloren, Mama?“ — fragte das junge Mädchen schallhaft.



Die Mutter antwortete nicht mehr im gleichen Tone des Scherzes. „Der Fürst war ein sehr edler Mann!“ sagte sie.

„Ist er ein Kriegsgefährte meines Vaters gewesen?“ fragte Diana ernst werdend.

„Mein liebes Kind,“ antwortete die Mutter. „Er diente in der Armee seines großherzoglichen Cousins von Würzburg“ — sie betonte das Wort Armee ziemlich spöttisch — „war also mit Napoleon in Rußland und wenn ich nicht irre bei der großen Retirade eine Hauptstütze der légion sacrée, die aus lauter Offizieren der vernichteten Regimenter gebildet wurde. Dein Vater war, wie viele deutsche Offiziere, in russische Dienste gegangen, um gegen den Unterdrücker Deutschlands zu kämpfen. — Das war aber lange vorher, ehe ich geboren wurde,“ brach sie kurz ab.

„Wie alt bist Du eigentlich, Mama?“ fragte Diana mit einem jener raschen Uebergänge, die ihr eigen waren.

Die Mutter schien überrascht von dieser Frage und schwieg einen Moment, doch antwortete sie bald mit unbefangenen Tone: „Fast siebenzehn Jahre älter, als Du. Berechne es Dir selbst.“

„Dreiunddreißig also! Du könntest für zwanzig, für meine Schwester gelten — wofür Du ja auch schon gehalten worden bist. Und wie alt war der Vater, als er starb?“

„Fünfundsechzig,“ sagte die Mutter. Es trat eine lange Pause ein. Beide schienen des Sprechens müde und blickten in entgegengesetzter Richtung nach den Fenstern des Wagens, durch welches sie doch nichts sehen konnten. Endlich wandte sich Diana wieder zu der Mutter und schmiegte sich an dieselbe an, ihren Kopf an ihre Schulter lehrend. „Mein liebes, liebes Kind!“ sagte die Mutter leise.

## 2.

In der Entfernung einer starken Meile von der Stadt lag eine Villa, welche der verstorbene Fürst von Westerbald auf einem dazu gekauften Bauerngute erbaut und mehrere Jahre bis zu seinem Tode bewohnt hatte. Er besaß in dieser Gegend sonst keinen Grund und Boden, aber die Lage dieses Hofes hatte ihm so gefallen, daß er ihn weit über seinen Werth bezahlt und nach und nach das ganze Dörfchen, zu welchem es gehörte, an sich gebracht hatte, um es — abtragen zu lassen. Der Name mit allen Staatslasten verblieb seiner Villa, das Dorf war verschwunden. Es war ein seltsames

Gebäude, ganz nach den eigenen Angaben des alten Herrn, das hier aufgerichtet worden war; man konnte eine Verschmelzung der verschiedenartigsten Baustile hier bemerken, aber ein Grundgedanke hatte doch dem Ganzen gebietet: die Beachtung höchster Bequemlichkeit, vom Hauptgebäude bis zu den Dienerwohnungen, Scheuern und Ställen hinab. Rhauna war zu einer Merkwürdigkeit in der Gegend geworden; Fremde, welche die Residenz besuchten und Zeit zu Ausflügen in die Nachbarschaft hatten, wurden in den Hôtels von den Lohn-dienern darauf aufmerksam gemacht und so erschienen besonders reisende Engländer oft in Rhauna, um das originelle Bauwerk, das in keinem Reisehandbuche verzeichnet stand, in Augenschein zu nehmen. Der erste Eindruck, den es machte, gab sich meist in einem herzlichen Gelächter kund; bei näherer Betrachtung, welche der verstorbene alte Herr gern gestattete, erwarb es sich jedoch bald Anerkennung durch seine praktischen Einrichtungen und man schied immer zufrieden, daß man diese architektonische Humoreske gesehen hatte. Zur schönen Jahreszeit war überdies die Lage bezaubernd und in der unmittelbaren Umgebung der Villa hatte die Kunst herrliche Parkanlagen geschaffen: die Blumenpracht von Rhauna war berühmt. Seit dem Tode des alten Fürsten wollte man indessen gefunden haben, daß Rhauna vernachlässigt würde. Die alten Besitzungen in Franken und am Rhein waren natürlich dem ältesten Sohne als jetzt regierenden Fürsten zugefallen, der jüngere, Prinz Egon, der schon ein reiches Muttererbe besaß, hatte Rhauna testamentarisch erhalten — er war aber ein junger Mann, der nicht entfernt daran dachte, sich häuslich hier niederzulassen und, wie der alte Herr, sein Leben in Rhauna zu beschließen; er diente in der kaiserlichen Armee und war nur zu Zeiten dort anwesend. Wie es aber zu geschehen pflegt, wenn des Herrn Auge der Dienerschaft, auch wenn sie noch so treu ist, nicht auf die Finger sieht, glaubte man hier auch in den Anlagen eine bedeutende Mißachtung der Befehle zu bemerken: es war Schade, daß der junge Prinz nicht einmal überraschend im Sommer eintraf, sondern meist nur im Winter kam, wie jetzt. Da wurde er es niemals inne, wie die Lieblingschöpfung seines Vaters nach und nach zu verfallen drohte.

Prinz Egon hatte dem Carneval in der Residenz beigewohnt und vor Beendigung desselben die Stadt verlassen, um den Rest seines Urlaubs in Rhauna zuzubringen. Er schien den Entschluß so plötzlich gefaßt zu haben, daß keine Zeit mehr gewesen war, die nöthigen Anstalten zu seiner Aufnahme zu treffen; wie Frie-



der seinem jungen Herrn vorausgesagt hatte, fand er Alles höchst unwirthlich, natürlich kein Zimmer geheizt, die Wirthschafterin und einen Theil der Leute nicht anwesend und den Ober-Inspector betrunken.

„Es scheint, ich werde einmal hier aufräumen müssen!“ sagte der Prinz mit bligenden Augen zu seinem Jäger, als dieser, seinem Spitznamen Ehre machend, nach Kräften für ihn gesorgt hatte und im Ofen, wie im Kamin bereits ein lustiges Feuer flackerte.

„Durchlaucht haben's mir immer nicht glauben wollen,“ versetzte Frieder.

„Wenn ich Dich entbehren könnte, so würde ich Dich zum Ober-Inspector in Rhanna einsetzen,“ sagte der Prinz.

„Das ist Ihr Spaß, gnädiger Herr. Ich verstehe von der Wirthschaft so wenig als die alte Hartmann von der Jägerei, wenn's nicht etwa auf zahmes Geflügel im Hühnerhofe ist. Mich lassen's hier aus, Durchlaucht, eben so gut könnten Sie den Zwan zum Gärtner bestellen.“

„Ihr Beide scheint die Einzigen, auf die ich mich verlassen kann,“ erwiderte der Prinz, der zum ersten Male in seinem verwöhnten Leben eine Erfahrung wie die heutige gemacht hatte und darum seine Empfindlichkeit noch nicht zu bezwingen vermochte. „Wenn es so zugeht, da ich nur auf eine Meile entfernt bin, wie mag es erst beschaffen sein, wenn ich hundert Meilen weit in meinem Stationsort hause! Ich werde dies verschöndelte Nest, das mich ohnehin nur lächerlich macht, verkaufen!“

„Erlauben Durchlaucht! Das geht ja nicht, wissen Sie!“ erinnerte der Jäger. „Wenigstens nicht an Leben.“

„So verschente ich es, wer will mir das wehren?“ rief der Prinz unmuthig. „Davon steht doch im Testament nichts!“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte der Alte ernsthaft, „wenn erst Alles wieder in Ordnung ist, werden Sie schon anders denken. Halten Sie einmal eine scharfe Musterung, daß ein Schreck unter das Volk kommt, und so von Zeit zu Zeit einmal oder, Durchlaucht, vermählen Sie sich und schlagen Ihre Residenz hier auf —“

Der Prinz unterbrach ihn durch eine unwillige Bewegung; sein alter Diener, der jede Miene seines Gesichts zu beurtheilen wußte, sah den finstern Schatten auf seiner Stirn und hörte den kurzen heftigen Athemzug, der die einzige Antwort auf seine Rede war. Er schwieg und wartete darauf, entlassen zu werden.

Eine Weile hatte der Prinz, der am Kaminfeuer saß, starr in die Gluth gesehen, dann sprang er plötzlich auf und ging einige Mal, wie von innerer Unruhe getrieben, im Zimmer auf und ab.

„Weißt Du, Frieder,“ fragte er hierauf, vor dem Alten stehen bleibend, „daß mein Vater noch in seinem Alter im Begriff gestanden hat, den Vorschlag, den Du mir eben gemacht, auszuführen und uns eine Stiefmutter zu geben? Nur der Tod hat ihn daran verhindert.“

Frieder schien in die Sache eingeweiht zu sein, sein Benehmen verrieth das, aber er sprach sich nicht aus.

„Da wir einmal auf die Geschichte — Gott weiß wie! — gekommen sind,“ entgegnete Prinz Egon, „so geh mit der Sprache heraus. Du weißt davon, mein Vater hatte Dich immer um sich, seit ich in die Armee getreten, er hatte vor Dir keine Geheimnisse und konnte auch keine haben — Du sollst mir jetzt beichten.“

Durchlaucht sind aber doch kein Vater, haben ja den geistlichen Stand, für welchen Sie bestimmt waren, verschmäht“ — nahm sich der Alte heraus zu scherzen, wodurch er vielleicht die von ihm geforderte Erklärung zu umgehen hoffte.

„Keine Seitensprünge Frieder!“ sagte jedoch der Prinz. „Du weißt Alles, wie es gekommen ist und weiter verlief. Ich habe nicht einmal den Namen der Schönheit erfahren, welche mein Vater zur Fürstin von Westerheim erheben wollte!“

Der Jäger sah seinen Herrn verwundert an und schüttelte dann den Kopf. „Des Herrn Vaters Durchlaucht sind nun drei Jahre todt,“ erwiderte er. „Sie sollten die Sache ruhen lassen, aus der ja doch nichts geworden ist. Was soll ich als Diener viel davon wissen oder erzählen können?“

Zu seiner Erleichterung wurde eben der Thee aufgetragen und dadurch das Gespräch unterbrochen. Als er wieder mit dem Prinzen allein war, schien dieser die Lust verloren zu haben, dasselbe fortzusetzen; er entließ vielmehr den Jäger vor der Hand. Im Zimmer war es nun höchst behaglich geworden, es war durchwärmt, in dem schönen Marmorkamin prasselte das Feuer, ein Paar Lampen erleuchteten den geschmackvoll eingerichteten Raum. Wenn die Villa im Aeußern das Erzeugniß einer wunderlichen, excentrischen Laune schien, die ihren Spott mit dem Herkömmlichen getrieben hatte, so war in ihrem Innern keine Spur davon zu finden; hier mußte sich Jeder wohl fühlen: es war nicht die kalte Pracht, nicht die Anhäufung von Kunststücken, welche Fürstengemäcker oft so unerquicklich oder



museenartig erscheinen lassen, sondern bei allem Reichtum der Ausstattung vor Allem die Sorge um angenehme Wohnlichkeit, die sich hier kund gab. Prinz Egon ging langsam auf und nieder und fühlte die unmutige Stimmung, welche ihn nicht erst bei der Ankunft in Rhauna übermannt hatte, allmählig weichen. Er hatte wieder Augen für seine Umgebung, er konnte den wenigen, aber werthvollen Gemälden, welche das Zimmer enthielt, in der halben Beleuchtung einen Blick schenken, den kostbaren Schreibtisch seines Vaters, ein Meisterstück alter Schreinerkunst, das ihm fast lieber war als jene, im Vorüberwandeln seiner Beachtung würdigen. Jetzt blieb er vor demselben stehen — in früheren Zeiten war dieser Tisch mit dem Aufsatz und den vielen Fächern, an welchem sein Vater manche Stunde mit Schreiben zuzubringen pflegte, immer ein Gegenstand stiller Neugier gewesen: gewiß war dies Erbstück, dessen Alter sich gar nicht berechnen ließ, von Generation zu Generation gegangen und enthielt manches nun vergessene Familiengeheimniß des Hauses Westerheim. Wie hatte sich die jugendliche Phantasie des Prinzen das ausgemalt, wie heiß ihn oft der Wunsch beseelt, einmal diese Mysterien zu ergründen! Nun stand ihm der Zutritt offen, der geheimnißvolle Schrein war sein Eigenthum und er hatte ihn bereits geprüft, aber er war arg enttäuscht worden. Wenn der Schreibtisch in seinen verschlossenen und theilweise künstlich verborgenen Fächern jemals Geheimnisse bewahrt hatte, so waren sie jetzt verschwunden. Der Tod hatte den alten Fürsten nicht überrascht, sondern er war ihm, wie ein ehlicher Feind fernher zu erkennen, genahet und der tapfere Soldat, der ihm bereits in der schrecklichsten Gestalt vor Jahren auf den Schneegebirgen Rußlands, an der Beresina in's Auge geschaut hatte, war von ihm nicht erschreckt worden, als seine Stunde endlich gekommen war. Er hatte Zeit gehabt alle seine Angelegenheiten zu ordnen und diese auch in der musterhaftesten Ordnung hinterlassen; kein Punkt über seinen Nachlaß und dessen Vererbung war dunkel geblieben, er hatte seine beiden Söhne noch gesprochen, ihnen seine letzten Wünsche noch eröffnet und seinen väterlichen Segen erteilt und war dann ruhig entschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Aus R. Maria v. Webers Jugendzeit.) Der Sohn des großen Componisten, Max v. Weber, hat eine musterhafte

Biographie seines Vaters (Leipzig, Keil) geschrieben, in welcher auch des Meisters Jugendverirrungen nicht verschwiegen sind. Weber hatte eine Zeitlang bei dem kunstsinigen Prinzen Eugen von Württemberg in Schlesien gelebt. Da heißt es:

Der Donner der Schlacht von Jena, an welcher der Prinz als preussischer General Theil nahm, zerstörte Webers Glück. In seiner Liebenswürdigkeit glaubte aber der Prinz für seinen Schützling auch fernere Sorge tragen zu müssen, indem er ihn dringend und warm seinen Brüdern, dem damaligen Könige von Württemberg und dem Herzog Ludwig von Stuttgart empfahl. Letzterer engagierte Weber, weist wohl in Anbetracht seines Adels als Geh. Secretär und machte ihn zugleich zum Verwalter seiner eigenthümlich verwickelten und zerrütteten Vermögensverhältnisse. Am Hofe des tyrannischen, herrschsüchtigen Königs, der mit einer alle Begriffe übersteigenden Willkür regierte, umgeben von seinen Günstlingen, bevorzugten Sängern, schönen Pagen und Jagdgefellen, herrschte ein mehr als lazer Ton. Bald gerieth auch der junge, unerfahrene Weber in einen Strudel von Vergnügungen, die ihn unwiderstehlich fortrissen. Das alte Cavalierblut seines Vaters regte sich in ihm und verführte ihn zu hundert tollen Streichen und Ausgaben. Nächliche Orgien, kostspielige Landpartien und Liebchaften, besonders seine Leidenschaft für die verführerische Sängern Gretchen Lange stützten ihn in Schulden und immer neue Verlegenheiten. Der leichtsinnige, heißblütige Künstler war hier nahe daran, sittlich und materiell unterzugehen. Als Diener des selbst im höchsten Grade verschuldeten Prinzen bestand seine Hauptbeschäftigung darin, die alten Gläubiger durch Versprechungen zu beschwichtigen und neue durch allerlei Ränke aufzutreiben, nebenbei den Zorn des über die Verschwendung seines Bruders empörten Königs auf sich abzuleiten. Da gab es Scenen und Austritte, welche in der That für Weber gefährlich werden konnten und zuletzt seinen Sturz unter schweren Umständen herbeiführten. Als einmal der leichtsinnige Secretär nach einer heftigen Scene den König verließ und ihn auf dem Corridore eine alte Frau nach der Wohnung der Hofwaschfrau fragte, deutete Weber auf die Thür zu den Gemächern des Königs und sagte: „Da wohnt die königliche Waschfrau.“ Die Folge dieses frechen Humors war ein mehrwöchentlicher Arrest und die Ungnade des Königs, die nur auf Bitten des herzoglichen Bruders sich mit so leichter Strafe begnügen ließ. Endlich brach der langverhaltene Zorn des Monarchen über den Leichtsinnigen in fürchtbarer Weise los. Weber's Vater, der sich bei seinem Sohne in Stuttgart niedergelassen, hatte mehrere Summen, die ihm zur Tilgung herzoglicher Schulden von diesem übergeben worden waren, zur Bezahlung seiner eigenen drängenden Gläubiger verwendet. Entsetzt über diese Entdeckung suchte Weber das Geld von einem ihm bekannten Wirth Hörer zu borgen. Als dieser sich weigerte, erbot sich Weber's eigener Diener ihm die fehlende Summe von 1000 Gulden gegen ein Trintgeld von einigen Louisdors zu verschaffen. Derselbe wandte sich zu diesem Zwecke nochmals an den Wirth, indem er ihm versprach, um den Preis eines solchen Darlehns seinem Sohne durch den vielvermögenden



Secretär des Herzogs eine Anstellung bei Hofe zu verschaffen und somit von dem gefürchteten Soldatendienst frei zu machen. Unter diesen Umständen ließ sich der Wirth bereit finden, das Geld vorzuschießen, ohne daß Weber eine Ahnung von den daran geknüpften Bedingungen hatte. Als daher der junge Mann nicht nur keine Anstellung am Hofe erhielt, sondern noch dazu zum Militär ausgehoben wurde, gerieth der getäuschte Wirth in solchen Zorn, daß er die ganze Angelegenheit anzeigte und zur Kenntniß des Königs brachte. Mitten unter den Vorbereitungen zu seiner Oper „Sylvana“, welche in Stuttgart zur Aufführung kommen sollte, wurde Weber verhaftet, einem strengen Verhör unterworfen und nach 16tägigem peinvollen Gefängniß mit seinem Vater, trotzdem Niemand an seiner Unschuld zweifelte, über die Grenze gebracht und für immer aus Württemberg verwiesen. Diese Katastrophe bildete einen entscheidenden Abschnitt in Weber's Leben, indem er damals streng mit seinen Jugendthorheiten abschloß und mit neuem Eifer zu der Kunst zurückkehrte, der er fortan sein ganzes Leben widmete.

(Ein wandernder Komödiant.) Franz Wallner erzählt in seinen bereits erwähnten „Rückblicken“ (Berlin, Gerschel) auch Folgendes: Niemand kann sich im gewöhnlichen Leben eine Idee davon machen, wie viel Leichtsin, wie viel Menschenelend, wie viel Niederlichkeit und Gutmüthigkeit sich bei einer wandernden Truppe im grellsten Contraste zusammengedrängt finden. Und es ist nicht immer Arbeitsleide und Talentlosigkeit, die hier eine letzte Zuflucht sucht; oft verirrt sich auch das Genie in eine solche Kunstpelunke, um im Strudel des wüsten Treibens zu versinken, und in dem Sumpfe der Gemeinheit rettungslos unterzugehen. Es gehört eine starke, mächtige Willenskraft dazu, um sich aufzuraffen aus der unvermeidlichen Apathie, bei solch elendem Dasein, um in der allgemeinen Verachtung, welche diese Künstler-Parias trifft, nicht das eigene Selbstbewußtsein zu verlieren. — Ich habe gerade Jene, welche einige Spuren von Talent zeigten, mit dumpfer Fühllosigkeit sich der ärgsten Niederlichkeit in die Arme stürzen sehen. Der Trunk ist für sie der Tröster, welcher sie betäubt und zur Vergessenheit ihres fluchbeladenen Geschicks führt. —

Den Aermsten dieser Art lernte ich kennen, und da er mir seit dieser Zeit nie mehr vor die Augen gekommen, da ich auch seit Langen vergebens nach seinem Namen geforscht habe, so glaube ich mit Beruhigung, daß ihn der Tod bereits mitleidig seinem Leiden enthoben.

In dem kleinen ungarischen Städtchen Stein am Anger war eine Bande dramatischer Zigeuner angekommen, und gab in dem Saale des Wirthshauses die Darstellung einer Ritterkomödie — wenn ich nicht irre, von Ziegler, zum Besten. Ein Herr Frentz, vom Theater zu Komorn, debütierte in der Hauptrolle nicht zur Zufriedenheit des durch außerordentliche Kunstgenüsse eben nicht verwöhnten Theaterpublikums von Stein am Anger. Man fand sein Organ widerlich, dazu stieß er mit der Zunge an — was für einen ersten Helden und Liebhaber allerdings störend ist — kurz er hatte nebst seiner eigenen, auch die Stimmen sämmtlicher Kunstkenner gegen sich. Einer desto bei-

fälligeren Aufnahme erfreute sich der Intriguant der Gesellschaft, der in der Rolle eines Mohamedaners gräßliche Fragen schnitt und den Jubel der Menge hervorrief. Jetzt kam die Scene, wo sich die beiden Feinde zum Kampfe auf Leben und Tod rüsten. Der Requisiteur hatte zwei Galanteriedegen gebracht, welche die Stelle der mangelnden Schwerter ersetzen mußten. Der Kreuzritter stellte sich dem Ungläubigen kampfgerecht gegenüber, beide sochten mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß die Jungen davon stoben. Jetzt fällt das Stichwort, wo der Held den Bösewicht zum Lohn seiner Thaten zur Hölle fördern soll. Ein rascher Ausfall — da stößt der Türke einen grauenvoll markerschütternden Schrei aus, und stürzt mit dem, für seinen dargestellten Charakter allerdings sonderbaren Ausruf: „Jesus, Maria, Joseph!“ wimmernd zu Boden. Das Publikum jubelt, eine solche Wahrheit der Spieler war in Stein am Anger noch nicht erhört worden. Der Gefallene wälzt sich unter dem donnernden Applaus der Zuschauer in convulsivischen Krümmungen heulend am Boden und verhaucht seinen Geist, während der Sieger, wie zur Bildsäule erstarrt, den bewaffneten Arm maschinenmäßig vor sich ausgestreckt hält und mit schredenbleichem Antlitze und verglasten Augen sein Opfer betrachtet. Der Vorhang fällt.

Der Enthusiasmus der Anwesenden ruft die Künstler unter Beifallsdonner hervor. Niemand ahnt, daß sich hier Schein und Wahrheit auf die grauenvollste Weise vermählt hatten. Unter dem Sturm der Anerkennung war der unglückliche Intriguant in Wirklichkeit und im strengsten Sinne des Wortes in seinem Verufe gestorben, der arme Frentz hatte ihm die Degenspitze durch die Nase gestoßen und das Gehirn verletzt; — was das Publikum für vollendete Kunstleistung hinnahm — war in der That der qualvolle Todeskampf des Verschwendenden gewesen.

Von dem furchtbaren Schreck, der bei der Nachricht des wahren Vorganges Alles durchzuckte, kann sich Niemand einen Begriff machen. Der Getödtete war seit Kurzem Wittwer geworden, und der einzige Ernährer von fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre und das kleinste sieben Monate zählte.

Ein rührendes Jammerbild stand der arme Frentz an der Leiche seines Kameraden, heiße Thränen rollten über die geschminkten Wangen herab, und die zitternden Lippen wiederholten nur unaufhörlich die Worte: „Es ist nicht möglich! Es kann nicht sein!“

Natürlich konnte die Vorstellung nicht zu Ende gespielt werden, und auch die folgenden mußten unterbleiben, denn der gewalthabende Stadthauptmann war so grausam, der Truppe das fernere Auftreten in Stein am Anger zu untersagen, und so die ganze Gesellschaft für die schwer gestrafte Unvorsichtigkeit des einen Mitgliedes büßen zu lassen. Mit großer Mühe erwirkte man noch die Erlaubniß zu einer Benefiz-Vorstellung für die schutzlosen Waisen des getödteten Schauspielers, nach welcher sich die armen Jünger des Theatris in alle Winde zerstreuten.



Sechs Monate sind vergangen. Wir finden den unglücklichen Freutz in dem kleinen ungarischen Badeorte Trentschin. In seinem sonst so stillen Stübchen sieht es gar bunt und seltsam aus. In wildem Tumulte lärmen einige Knaben, von denen der älteste ein schreiendes Wickelkind zu besänftigen sucht, während Freutz sich so eifrig mit Rollenspielen beschäftigt, daß ihm der Schweiß über das bleiche, abgehärmte Antlitz herabläuft. Er hat alle fünf Sprößlinge seines Opfers an Kindesstatt angenommen, er, der wandernde Komödiant, arm und talentlos, hatte die schwere Sorge der Erhaltung Derjenigen auf sich genommen, denen er ohne sein Verschulden den Vater geraubt. Von Ort zu Ort schleppte er die freiwillig übernommene Last, mit der angestrengtesten Mühe übernahm er mit hastiger Eile jeden Nebenwerb, Tag und Nacht sich abängstlich und quälend, um den Bedarf für diese herbeizuschaffen. — Mit engelgleicher Geduld ertrug er alle Launen der ungezogenen Knaben, der Aufforderung zur Bestrafung derselben immer nur die mit einem tiefen Seufzer begleiteten Worte entgegengehend: „Lasset die Kinder gewähren, die ich um den Vater gebracht!“ — Nach jahrelanger Wanderung nahm ihn, wie ich später erfuhr, der mitleidige Director Frisch in Bassy auf, und gab ihm, da er ihn als Schauspieler nicht beschäftigen konnte, eine Anstellung als Inspicient.

Später habe ich nie wieder etwas von ihm gehört, da mich mein Berufsweg dem Norden zuführte; allein unter den vielen achtungswerthen Kunstgenossen, mit denen ich auf meinen Kreuz- und Querzügen zusammentraf, ist mir der arme Freutz doch der achtungs- und bedauernswürdigste geblieben, und ich kenne kein Märtyrertum, welches ich mit dem seinigen vergleichen könnte. Noch immer sehe ich den armen Selbstquäler am Schreibtische sitzen, die durchwachte Nacht steht leiserlich auf seinem abgespannten Antlitz, in den gerötheten Augenlidern, die grauschwarzen Haare hängen glatt an den feuchten Wangen herab; die zitternde Hand fliegt mit rascher Eile über das Papier und hält nur von Zeit zu Zeit inne, um ein Glas Wasser an die trockenen Lippen zu führen. In einem kleinen Stengelglase hat er Tinte vor sich stehen. Jetzt ist ein vollgeschriebener Bogen bei Seite gelegt, da stößt einer der johlenden Knaben mit einem raschen Ruck an den Tisch, das Tintenfaß fällt um, und der Inhalt verdirbt die Frucht stundenlangen Fleißes. Freutz, der schon vorher mit seltener Stimme die Kinder um Ruhe gebeten, fährt erschrocken in die Höhe, doch nur eine Sekunde lang dauert die Erregung, leise bewegen sich die bleichen Lippen zu einigen unverständlichen Worten, und geduldig beginnt er das saure Tagewerk wieder von Neuem.

(Amerikanische Heirathen.) Ueber die Art und Weise, wie in Amerika häufig Ehen abgeschlossen werden, wollen wir nur einige Beispiele erwähnen, welche durchaus nicht in den Bereich der Erfindung gehören und ein neues, ganz eigenthümliches Streiflicht auf die dortigen socialen Zustände werfen.

Vor einigen Monaten kam ein wohlhabender Farmer in Verkaufsgeschäften nach Harrisburg in Pennsylvanien und machte dort die Bekanntschaft einer hübschen, lebhaften jungen Wittwe,

die schon bei der ersten Unterhaltung einen bedeutenden Eindruck auf sein keineswegs bloß mit Weizen und Erdböl beschäftigtes Gemüth hervorbrachte. Mrs. Doylies ward als erfahrene Frau sofort ihres Vorteils inne; sie hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß Herr Spencer ein Mann von bedeutendem Vermögen sei, und bot nun alle Künste der Koletterie auf, ihn mit unauf lösblichen Banden an sich zu fesseln. Inzwischen war die Sache nicht leicht, denn trotz aller Verliebtheit war Spencer ein vorsichtiger, ja sogar etwas misstrauischer Mann, und da er Einiges über den etwas zweifelhaften Ruf seiner Angebeteten hatte munkeln hören, biß er nur zur Hälfte an die Angel. Er fühlte, daß es ihm ebenso schwer fallen würde, sich von Mrs. Doylies zu trennen, als ihr einen Heirathsantrag zu machen.

Die Dame kannte jedoch ihre eigene Reputation zu genau, um nicht Alles zur Beschleunigung einer Erklärung zu versuchen. Sie wußte, daß Gefahr im Verzuge war; ihr weiblicher Scharfblick erspähte auch gar bald eine schwache Seite in den feindlichen Außenwerken. Diese schwache Seite war eine sehr starke Liebhaberei für starke Getränke, welche die schöne Wittwe dem Mr. Spencer übrigens durchaus nicht zum besonderen Vorwurf machte, da er diese Liebhaberei mit zu vielen seiner Landsleute gemein hat. Wehe aber jedem Simson, dessen Delila seine starke oder schwache Seite ausgespäht hat; kommen auch die Philister nicht allemal über ihn, so macht sie ihn doch selbst oft genug zum Philister.

Hiernach also richtete die Wittwe ihre Batterien. Beim nächsten Besuche wirkte ein excellenter Cognac mit ihren eigenen Reizen um die Wette, um Spencer in die gehörige Begeisterung zu versetzen; nach und nach gerieth der junge Mann allmählig in das von Mrs. Doylies erwünschte Stadium, wo der Kopf schwer wird, die Zunge lallt, das Auge nur noch verschwommen sieht und die Füße nicht mehr so recht tragen wollen.

Das Letzte war nun freilich nicht ganz dem Plane der heirathslustigen Dame gemäß, denn der Wagen stand schon bereit vor der Thür. Mit Mühe brachte sie ihren erwählten Zukünftigen hinein, mit noch größerer Anstrengung wieder heraus, als der Wagen vor der Wohnung des Geistlichen hielt. Der Reverend, welcher möglicherweise schon auf die Sache vorbereitet war, machte auch keine unnöthigen Umstände; er richtete wenige Fragen an den von zarter Hand unterstützten Spencer, worauf dieser mit einem unverständlichen Brummen antwortete, welches der Mann Gottes so zartfühlend war, zu Gunsten der verschämten (oder eigentlich unvereschämten) Braut auszulegen. So wurden die verhängnißvollen Worte gesprochen und Mistreß Doylies hatte erreicht, was sie wollte, sie hatte ihren Namen verloren und einen reichen Mann gewonnen.

Unmittelbar nach der Rückfahrt verfiel der junge Ehemann in einen tiefen Schlaf und erfuhr am folgenden Morgen zu seinem größten Schrecken, daß er in Hymens Banden liege. Er war empört über die Art und Weise, wie man ihn dazu gebracht, und sein erster Ausgang war zu einem Advokaten, um die Annullirung seiner Heirath zu bewirken; als vollgilt-



tiger Grund wurde angeführt, daß die heilige Handlung in vollständiger Bewußtlosigkeit mit ihm vollzogen worden sei. Die Notizen, welche der Anwalt über die Antecedentien der jehigen Mistress Spencer auftrieb, waren für diese nichts weniger als schmeichelhaft. Allein, leider sind es nicht allemal die guten Prozesse, welche gewonnen werden.

Der Richter, welcher über die Sache zu entscheiden hatte, erkannte die Heirath als gültig an und hielt sie aufrecht, und zwar aus folgenden Motiven. Zwar räumte der Mann des Gesetzes den gespielten Betrug ein; „allein,“ fügte er bei, und dies war durchschlagend, „es muß der Justiz und der gesetzlichen Ordnung daran liegen, die Bewohner dieses Landes nicht in ihrer Unmäßigkeit zu ermuntern, welche hier schon ohnedies allzusehr verbreitet ist.“ Und so mußte Mr. Spencer zur Strafe für seine Unmäßigkeit im Trinken seine Ehehälfte behalten. Ob ihn dies wohl bewogen haben mag, sich das Trinken abzugewöhnen, oder ob er danach erst recht viel getrunken hat? —

Einen anderen Beleg für die patriarchalische Heirathsweise in dem glücklichen Amerika bildet ein Geschichtchen, das sich ebenfalls kürzlich zutrug. Ein alter Farmer und Landbauer zu Gironville im Staate New-York, welcher in dem Dorfe das Amt des Friedensrichters bekleidete, war eines Tages auf das Feld hinausgegangen, um Getreide zu mähen. Als er so recht voll Eifer mit seiner Arbeit beschäftigt war und dabei die richtige Berechnung machte, wie viel er diesen Herbst aus seiner Schweinezucht lösen könne, vernahm er plötzlich den Galopp eines nahenden Pferdes. Als er sich umsieht, gewahrt er einen kräftigen jungen Mann, der, ein junges Mädchen vor sich auf dem Sattel haltend, in aller Eile heransprengte. Am Felde des Friedensrichters hielt der Reiter an und fragte: „Heda, guter Freund, seid Ihr der Friedensrichter Job Glimmers?“

„Ja wohl,“ entgegnete der alte Mann.

„Eure Frau hat uns hierher gewiesen, und wir sind recht froh, Euch zu treffen, Alter. Seht, dies ist meine Braut Sally, wir haben uns lieb und sind einig darüber, daß wir uns heirathen wollen; aber wir haben es eilig, denn wir müssen wieder mit dem Eisenbahnzuge nach Hause, wo die Gäste schon bestellt sind, und Ihr wißt, der Bahnzug wartet nicht.“

„Gut, meine Kinder, kommt mit mir nach Haus und ich will Euch in aller Form trauen.“

„Aber geht das nicht auch hier an? Wir haben sehr große Eile und möchten nicht unnütz Zeit verlieren.“

„Hier? Nun, warum im Grunde nicht? Da ist ja des alten Gottes Himmel über uns; ich sehe darin nichts Unschickliches. Steigt ab; ich will Euch nicht aufhalten.“

„Um, muß es denn abgestiegen sein, Alter? Wie gesagt, wir haben furchtbare Eile. Die Eisenbahn — —“

„Na, gut, gut, junger Mann, gebt Eurer Sally die rechte Hand, sagt mir Eure Namen und antwortet mit Ja auf meine Fragen.“

Der Greis that nun die üblichen Fragen, Beide antwor-

ten, es wurde bestimmt, wohin ihnen der Trauschein nachgeschickt werden sollte, und fort galoppierte das Paar, das im Sattel Mann und Frau geworden. Wer weiß, ob sie nicht über Kurz oder Lang wiederkommen und sich im Sattel wieder scheiden lassen! —

(Nache einer Javanerin.) Ein junger Holländer auf Java hatte sich in ein eingeborenes malayisches Mädchen verliebt, die ihm mit aller Leidenschaft des brennenden Südens zugethan war. Sie hatte dem Geliebten Alles geopfert — sich selbst, ihre Familie, ihre Kaste, ihre Gewohnheiten, selbst ihre eigentliche Natur, denn sie hatte sich fast zu seiner Skavin gemacht; sie ertrug ohne Murren die Ungerechtigkeiten, die bösen Launen, die schlechte Behandlung, alle Rohheiten, ja selbst die Schläge ihres Geliebten. So währte dieses Verhältniß drei Jahre, da hört die Javanerin plötzlich, daß sich der Holländer in Kürze mit der Tochter eines Colonisten verheirathen werde. Sie nahm diese Nachricht schweigend hin, ohne weder Zorn noch Verdruß darüber zu zeigen.

Sie ging hin zu ihrem Geliebten, der im Begriff stand sie zu verlassen und sagte ruhig und voll Resignation zu ihm: „Mein Freund, ich habe gehört, daß Du eine Andere heirathen wirst. Ich begreife wohl, daß ein Verhältniß zwischen einer Malayin und einem Europäer, einem armen Mädchen und einem Manne, der hierher kam, um Reichthum zu suchen, nicht ewig dauern kann. Doch habe ich mich Dir immer treu und ergeben gezeigt, deshalb bitte ich Dich um einen letzten Liebesbeweis. Komm diesen Abend doch noch einmal in meine Hütte, mit mir zu Abend zu essen; dann will ich Dich ganz Deinem neuen Glück überlassen und Du sollst nie mehr von mir sprechen hören.“

Der Holländer war nur zu froh, so leichten Kaufes von der Javanerin loszukommen und erfüllte gern ihre Bitte. Nach der fröhlichen Mahlzeit versiel er in einen tiefen Schlaf und am andern Morgen küßte die Verlassene dem Ungetreuen auf die Stirn, reichte ihm die Hand, zeigte ihm schweigend die Thür und lauerte sich dann, in einen großen Schleier gehüllt, unbeweglich in einen Winkel ihrer Hütte.

Der junge Mann eilte in die Stadt und beschäftigte sich den ganzen Tag mit der Beschleunigung der Vorbereitungen zu seiner Heirath. Plötzlich fühlte er sich von heftigem Schwindel erfaßt, schlug ein schallendes Gelächter auf ohne jede Veranlassung, worauf er in einen Strom von Thränen ausbrach. Seine Braut suchte vergeblich ihn zu beruhigen; er stieß sie von sich, warf sich auf das erste beste Pferd und galoppierte davon. Er war wahnsinnig geworden.

Auf Java war dieser plötzliche Wahnsinn für Niemanden ein Räthsel, besonders als man vernahm, daß die ehemalige Geliebte des jungen Mannes verschwunden war. Sie hatte ihm eine Dosis Dutroa, wie die Eingeborenen eine zur Familie des Stramonium gehörige Pflanze nennen, gegeben, deren Wurzel auf immer die Vernunft und das Gedächtniß raubt. F.